

ANDREAS KEMMERLING (HEIDELBERG)

Sprachdezisionismus als letzter Ratschluß der Ontologie

Zu einer merkwürdigen Parallele bei Carnap
und dem späten Quine

Der Erkenntnisanspruch der Metaphysik, insonderheit der Ontologie, war ein Thema, mit dem sich die analytische Philosophie des vergangenen Jahrhunderts intensiv beschäftigte: Ist die Ontologie eine auch für den wissenschaftlich eingestellten Forscher ernstzunehmende Disziplin mit echtem Erkenntniswert? Oder ist sie eine Art philosophischer Pseudo-Disziplin, in der es bestenfalls um Fragen der Darstellungsart geht, die irrigerweise für Fragen gehalten werden, die den Grundbestand der Wirklichkeit betreffen? *Ontologisch* soll hierbei eine Aussage oder Frage heißen, in der es um die Existenz allgemeinster oder grundlegendster Arten von Entitäten geht. Fragen wie „Gibt es Universalien?“, „Gibt es physikalische Gegenstände?“, „Gibt es Propositionen?“ und dergleichen mehr sind also ontologische Fragen.

Carnap, der bis in die 30er Jahre des vergangenen Jahrhunderts die Auffassung vertreten hatte, alle metaphysischen Aussagen seien sinnlose Schein-Aussagen und somit ohne wissenschaftlichen Erkenntniswert, modifizierte seine Lehre später jedenfalls in bezug auf die Sätze der Ontologie. In der Arbeit „Empiricism, Semantics, and Ontology“¹ aus dem Jahre 1950 spricht er ontologischen Aussagen nicht länger ihren Status als sinnvolle Aussagen ab, und metaphysischer Dissens (wie der zwischen Platonisten und Nominalisten) wird nun nicht rundheraus als leer abgetan. Ontologische Fragen sind sinnvoll, wenn man ihre Besonderheit richtig versteht. Der traditionelle Ontologe, so Carnap, mißversteht seine eigenen Existenzfragen; er stellt sie als Fragen, die vor oder außerhalb jedweder empirischen Theorie über die Welt beantwortet werden können. Und er mißversteht seine Antworten als theoretische Aussagen a priori. Gemäß der moderateren Auffassung, die Carnap nun vertritt, geben ontologische Aussagen, wenn man sie recht versteht, zwar immer noch keine wie auch immer geartete Auskunft über die außersprachliche Welt. Aber sie sind auch nicht ein-

¹ „Empiricism, Semantics, and Ontology“, *Revue Internationale de Philosophie* 4 (1950), zitiert nach dem Abdruck in: R. Carnap, *Meaning and Necessity*, enlarged edition, Chicago: University of Chicago Press, 1956.

fach irreführend formulierte Aussagen über die Sprache. Vielmehr seien sie die Resultate einer Entscheidung, die die Sprache betrifft, in der über die Welt gesprochen wird. Ontologische Fragen wie die, ob abstrakte Gegenstände existieren, sind, so Carnap, keine theoretischen Fragen, die durch Beobachtung, Experiment oder Argument beantwortet werden können, sondern letztlich praktische oder pragmatische Fragen, auf die es als Antwort nur eine *Entscheidung* gibt: und zwar eine Entscheidung für oder gegen die Verwendung bestimmter Ausdrucksformen innerhalb der Theorie, mit deren Hilfe die Wirklichkeit beschrieben und erklärt werden soll. Ist die Entscheidung für eine bestimmte Sprache einmal getroffen, dann ist die Antwort auf ontologische Existenzfragen trivial. Die Annahme, ontologische Fragen ließen sich auf einem andern Weg beantworten (also *bevor* eine solche sprachliche Entscheidung getroffen wurde, sozusagen *außerhalb* einer akzeptierten Theorie-Sprache), diese Annahme bezeichnet Carnap als „the same old, metaphysical confusion“.² Ontologische Fragen sind weder sinnlos noch handeln sie von der Sprache, aber ihre Antworten sind auch keine theoretischen Aussagen, für die es eine empirische oder logische Rechtfertigung geben könnte. Man akzeptiert die Existenz z. B. von abstrakten Entitäten (und das heißt für Carnap: man akzeptiert gewisse Redeweisen) nicht deshalb, weil man vorgängige, „externe“ Gründe dafür hätte, an ihre Existenz zu glauben. Man akzeptiert sie ohne theoretischen Grund, und sieht dann zu, wie befriedigend sich diese Entscheidung auf das theoretische Arbeiten auswirkt. Gegebenenfalls korrigiert man diese Entscheidung später durch eine andere. Wer fragt, welche Ontologie die richtige ist, der stellt damit keine Tatsachen-Frage, sondern will in Wirklichkeit wissen, was für eine Sprache er angesichts seiner theoretischen Bedürfnisse akzeptieren sollte.

Könnten wir demnach sagen, daß Sprache für Carnap das eigentliche Metaphysicum war? Da ich nicht recht verstehe, was diese Wendung bedeutet, sage ich lieber: Gewisse metaphysische Fragen, nämlich die ontologischen, sind für Carnap nur sprachdezisionistisch beantwortbar.

Quine hatte sich explizit gegen diese Lehre Carnaps gewandt. In seiner vorrelativistischen Phase (d. h. bevor er die Arbeit „Ontological Relativity“) verfaßte, vertrat er sehr entschieden die Ansicht, daß ontologische Existenz-Fragen sich von nicht-philosophischen Existenz-Fragen (wie z. B. „Gibt es eierlegende Säugetiere?“, „Gibt es auf dem Mond Vulkane?“, oder „Gibt es eine ununterbrochene Folge von 10 Siebenern in der Dezimalentwicklung der Zahl π ?“) lediglich darin unterscheiden, daß die Kategorien, um die es in den philosophischen oder ontologischen Fragen geht, umfassender sind. Doch dies ist für Quine nur ein Unterschied des Grads, kein einschneidender Unterschied wie der zwischen

² Carnap, *a. a. O.*, S. 218.

theoretischen und praktischen Fragen. Ontologische Fragen sind nach Quine besonders hochtheoretische (oder anders gesagt: besonders beobachtungsferne) Fragen, ihr Thema ist nicht weniger die außersprachliche Realität als dies bei andern hochtheoretischen Fragen der Fall ist; und die Antwort auf sie ist gewöhnlich nicht trivial.

Eine Frage, die mich im folgenden beschäftigen wird, ist, ob diese Auffassung Quines mit seiner späteren, relativistischen Konzeption von Ontologie noch verträglich ist, oder ob Quine sich letztlich doch der Carnapschen These vom Sprachdektionismus in der Ontologie angenähert hat.

*

In den frühen Tagen der sog. analytischen Philosophie schien dies alles vergleichsweise einfach zu sein. Durch Freges und Russells bahnbrechende Leistungen, die sie unter Einsatz damals neuartiger logischer Mittel erreichten, war neben andern großen philosophischen Hoffnungen auch ein gewisser Optimismus entstanden, ontologische Fragen ließen sich, zumindest im Prinzip, auf eine bislang unverfügbare Weise verbindlich behandeln und vielleicht einer eindeutigen Antwort zuführen.

Der Kern dieses Optimismus lag in dem Erhellungspotential, das man sich von der sog. logischen Analyse erwartete. Mit Hilfe dieses Verfahrens lasse sich zunächst einmal das tatsächlich Sinnvolle von allerlei Unsinn unterscheiden, der durch irreführende Ausdrucksformen logisch unvollkommener Sprachen leicht als Tiefsinn durchgehen mag und den philosophischen Fortschritt an vielen Fronten behindert. Und was die sinnvollen Sätze angeht, so hoffte man, mit der logischen Analyse über ein Verfahren zu verfügen, mit dessen Hilfe sich dann des weiteren noch „die *wirkliche* Form des Sachverhalts“ enthüllen läßt, von der jeder solche Satz handelt. Wie weit dieser Optimismus verbreitet war, wird dadurch belegt, daß selbst Gilbert Ryle (später ein Philosoph jener Oxforder Gruppierung, die man oft als Ordinary-Language-Philosophie apostrophiert findet) in einer Arbeit aus dem Jahre 1932 von der logischen und der wirklichen Form von Tatsachen spricht, an deren Ende er bemerkt:

Wir können fragen, was die wirkliche Form der [durch einen Satz] berichteten Tatsache ist, wenn diese durch den fraglichen Ausdruck verborgen oder verkleidet wird. Und oftmals kann es uns gelingen, diese Tatsache in einer neuen sprachlichen Form anzugeben, die enthüllt, was die andere nicht enthüllt hat. Und gegenwärtig bin ich geneigt zu glauben, daß philosophische Analyse genau darin besteht und daß dies die einzige und gesamte Funktion von Philosophie ist.³

³ G. Ryle, „Systematically Misleading Expressions“, zitiert nach dem Wiederabdruck in: *Collected Papers*, Vol. II, Oxford 1971, S. 61.

Man beachte, daß es hier eine Tatsache ist, der eine Form zugeschrieben wird, die sich in der Form bestimmter Sätze enthüllt und in der bestimmter anderer eben nicht. Wir kommen der philosophischen Wahrheit nur dadurch näher, so Ryle, und erreichen sie manchmal vielleicht schon vollends damit, daß wir Sätze finden, deren „syntaktische Form den durch sie mitgeteilten Tatsachen (oder vermeintlichen Tatsachen) angemessen [*proper*] ist“.⁴ Tatsachen haben eine wirkliche oder logische Struktur, und nur Sätze einer bestimmten Form können diese angemessen wiedergeben.

Daß Sachverhalte oder Tatsachen eine Form haben, ist eine Annahme, die weder selbstverständlich noch sonderlich klar ist. Man darf fragen, wie es dazu kommen konnte, daß sie ohne weiteres von vielen vorausgesetzt wurde. Von einigem Einfluß auf die Selbstverständlichkeit, mit der diese unselbstverständliche, ja eigentlich sogar dunkle Annahme gemacht wurde, dürfte gewesen sein, in welcher Weise Bertrand Russell seine berühmte logische Analyse von Sätzen mit Kennzeichnungen und insbesondere von negativen Existenzsätzen entwickelt und präsentiert hatte. Gewissen gemeinsprachlichen Sätzen, die ihrer grammatischen Form nach Subjekt/Prädikat-Sätze zu sein schienen, ordnete er eine Übersetzung in logische Formeln zu, die eine ganz andere Struktur haben: nämlich die von Existenzaussagen. Im Lichte dieser logischen Analyse verloren jene Sätze die (oder jedenfalls einige der) erheblichen Probleme, die ihnen vor Russells Analyse anzuhaften schienen; nun ließ sich einsehen, wie Sätze mit leeren Kennzeichnungen sinnvoll und negative Existenzsätze wahr sein können. Und Russell entwickelte dazu eine metaphysische Theorie, die geradezu eine natürliche Konsequenz oder Begleitung seiner logischen Analyse zu sein schien: den sog. logischen Atomismus. Dieser Theorie zufolge gibt es zwei Arten metaphysischer Basisentitäten (logisch einfache Gegenstände und Universalien); aus diesen Basisentitäten bestehen die atomaren Tatsachen, die von den einfachen Sätzen einer logisch idealen Sprache ausgedrückt werden. Molekulare Sätze (das heißt z. B. Konjunktionen und Adjunktionen) beschreiben Tatsachen, die auf solche atomaren logisch zurückführbar sind. Doch über die atomaren Tatsachen hinaus gibt es weitere Tatsachen *sui generis*: negative Tatsachen, allgemeine Tatsachen und Existenztatsachen. Russell schreibt:

Ich möchte betonen, daß die Außenwelt – die Welt, auf deren Kenntnis unser Wissen sozusagen abzielt – nicht durch eine Vielzahl von „Einzeldingen“ [„*particulars*“] vollständig beschrieben ist, sondern daß man auch diejenigen Dinge berücksichtigen muß, die ich Tatsachen nenne: das sind solche Dinge, die durch einen Satz ausgedrückt werden. ... Es gibt sehr viele verschiedene Arten von Tatsachen, ...⁵

⁴ Ryle, *a. a. O.*, S. 42.

⁵ B. Russell, „The Philosophy of Logical Atomism“, *The Monist* 28 (1918), 29 (1919), zitiert nach dem Wiederabdruck in: *The Collected Papers of Bertrand Russell*, Vol. 8, Cambridge 1986, S. 164.

Wir haben Propositionen von der Art *Alle Menschen sind sterblich* und *Einige Menschen sind Griechen*. Aber man hat nicht nur derartige *Propositionen*; man hat auch derartige *Tatsachen*; und an diesem Punkt kommen wir natürlich zurück zu dem Inventar der Welt: Zusätzlich zu den partikularen Tatsachen, über die ich in den vorherigen Vorlesungen gesprochen habe, gibt es auch allgemeine Tatsachen und Existenz-Tatsachen, und das heißt: es gibt nicht nur *Propositionen* dieser Art, sondern auch *Tatsachen* dieser Art. Dies zu erkennen ist von großer Wichtigkeit.⁶

Hier wird ein wenig deutlicher, was man unter der Form einer Tatsache verstehen kann; wir dürfen annehmen, daß jede atomare Tatsache von anderer Form ist als eine Existenz-Tatsache, die wiederum eine andere Form hat als eine generelle Tatsache.

Es wird aber auch deutlich, daß logische Analyse, wenn sie so konzipiert wird, ein Unternehmen ist, das selbst mit erheblichen ontologischen Voraussetzungen – Voraussetzungen über das Inventar der objektiven Wirklichkeit – einhergeht. Was es wirklich gibt, ist etwas, worüber eine so konzipierte logische Analyse uns nur in dem Rahmen Aufschluß geben kann, der in ihr selbst bereits als gültig vorausgesetzt ist. Die ontologische Vorgehensweise ist so apriorisch wie die logische Analyse, sie betrifft jedoch in ihrem Ergebnis nicht die Sprache, sondern die Struktur und das Inventar der Wirklichkeit. Jedoch ist die von Russell vorgeschlagene logico-ontologische Analyse kein ontologisch voraussetzungsloses Verfahren. Vielmehr unterstellt Russell, wie es scheint, eine zwischen Sprache und Wirklichkeit vorgegebene Struktursymmetrie, dank welcher die logische Analyse ontologische Grundgegebenheiten enthüllen kann. Daß die logischen Empiristen des Wiener Kreises diese Art von Ontologie verwarfen, verwundert nicht; in ihren Augen kann keinerlei apriorische Analyse irgendeines Erkenntnis über die Welt liefern, sondern bestenfalls zu Klärungen über die Struktur der analysierten Sprache führen. Soweit sich a priori gewonnene ontologische Aussagen nicht als Aussagen deuten lassen, die in Wahrheit ausschließlich Sprachliches betreffen, sind sie als sinnlos zu verwerfen.

*

„Es ist Quine gewesen,“, sagte Wolfgang Carl in seinem Vortrag auf dem Stuttgarter Hegel-Kongreß 1987, „der ... Ontologie zu einer reputierlichen Beschäftigung analytischer Philosophen gemacht hat“.⁷ Quine wendet sich gegen beide gerade genannten Aspekte ontologischer Konzeptionen in der frühen analytischen Philosophie: sowohl gegen die Apriorität der ontologischen Methode (Russell), als

⁶ Russell, *a. a. O.*, S. 206.

⁷ W. Carl, Zur Möglichkeit einer philosophischen Ontologie, in: D. Henrich, R.- P. Horstmann (Hrsg.), *Metaphysik nach Kant?*, Stuttgart 1988, S. 407.

auch gegen die angebliche verborgene Sprachbezogenheit ontologischer Aussagen (Wiener Kreis). Ihm geht es, zum Beispiel im letzten Kapitel von *Word and Object*,⁸ darum, eine aposteriorische Konzeption von Ontologie zu entwickeln, deren Existenzbehauptungen einen durchaus weltbezogenen, empirischen, wenn auch hochtheoretischen Charakter haben. Ontologie als eine eigenständige apriorische Disziplin, die außerhalb von oder gar vor jedem empirischen Theoretisieren über die Welt ansetzen könnte, gibt es für ihn nicht. Ontologie ist immer die Ontologie einer bestimmten Theorie über die Welt. In der ontologischen Arbeit wird geklärt und präzisiert, auf welche ontologischen Voraussetzungen eine gegebene Theorie festgelegt ist. Zu diesem Zwecke empfiehlt Quine, die Theorie in einer logischen Sprache zu reformulieren und begrifflich auf das Nötige zu vereinfachen. Die dann aus der Theorie in ihrer logisch kanonisierten und begrifflich reduzierten Form ableitbaren Existenzsätze spezifizieren die Ontologie der Theorie. Betrachten wir dies ein wenig eingehender.

An die Stelle der logischen Analyse à la Russell setzt Quine die Paraphrase in eine bestimmte logische Notation. Mit der Paraphrase eines Satzes in einer Formel werden bestimmte Zwecke verfolgt: insbesondere soll es möglich werden, die ontologischen Voraussetzungen explizit zu machen. Ein Zweck, der mit der logischen Paraphrasierung *nicht* verfolgt wird, ist der, ein striktes Synonym zu liefern oder die eigentliche Form der Tatsache ans Licht zu bringen, die von dem paraphrasierten Satz, falls er wahr ist, ausgedrückt würde. Strikte Synonymie ist für Quine ein philosophischer Aberglaube, und von einer Form der Tatsachen ist bei ihm, so weit ich sehe, einfach gar nicht mehr die Rede. In der logischen Sprache, in der die Paraphrasen zu formulieren sind, werden die ontologischen Voraussetzungen oder Festlegungen der betreffenden Theorie durch Existenzsätze des Typs „Es gibt Gegenstände, die so-und-so sind“ explizit gemacht. Diese logische Sprache soll reich genug sein, um „alle Merkmale der Realität, die diesen Namen verdienen“⁹ zu erfassen.

Mit Hilfe derartiger Paraphrasen soll sich also deutlich herausarbeiten lassen, was es einer gegebenen Theorie zufolge gibt: welche Arten von Entitäten die Theorie als existierend postuliert oder voraussetzt. Eine weitere Frage ist dann die, auf welche Basis-Kategorien sich die von der betreffenden Theorie vorausgesetzten Entitäten zurückführen lassen. Ein von Quine immer wieder hervorgehobener Gesichtspunkt bei der Beantwortung dieser zweiten Frage ist theoretische Einfachheit oder Sparsamkeit:¹⁰ Wenn die Theorie, aus der sowohl herleitbar ist, daß *As* existieren, als auch, daß *Bs* existieren, dadurch insgesamt

⁸ W. V. Quine, *Word and Object*, Cambridge: MIT Press 1960.

⁹ Quine, *a. a. O.*, S. 228.

¹⁰ Quine, *a. a. O.*, S. 243f.

einfacher wird, daß auf die Annahme der Existenz von Entitäten der Art *A* verzichtet wird, und zwar zugunsten der Annahme von Entitäten des Typs *B*, dann ist die Annahme, daß es *As* gibt, verzichtbar. *As* lassen sich dann als *Bs* explizieren und damit als Entitäten einer eigenen Art eliminieren: Zahlen zum Beispiel als Klassen, geordnete Paare ebenso; und geistige Zustände als körperliche Zustände. Das Ende der ontologischen Arbeit ist erreicht, wenn wir die Basis-Kategorien der Theorie, um die es geht, herausgearbeitet haben: Entitäten von solchen Arten, die sich im Rahmen der gegebenen Theorie nicht durch rückführende Explikation auf andere Arten in theoretisch vereinfachender Weise eliminieren lassen. Damit haben wir den eigentlichen ontologischen Gehalt der betreffenden Theorie explizit gemacht.

Wir haben dann die Frage beantwortet, was es der betreffenden Theorie zufolge gibt. Die Frage, was es gibt, muß davon unterschieden werden. Sie wird dadurch beantwortet, was es einer wahren Gesamt-Theorie der Welt zufolge gibt.

*

Führen wir uns kurz vor Augen, daß die von Quine vorgeschlagene ontologische Methode den Theoretiker an mehr als einer Stelle in die Lage geraten lassen kann, daß unterschiedliche theoretische Entscheidungen vertretbar sind, die zu unterschiedlichen Antworten auf philosophische Existenzfragen führen können.

Nach Quines Vorschlag zur Beantwortung ontologischer Fragen stellen uns diese vor eine Reihe von Teilproblemen:

1. Das Problem der Ausgangstheorie. – Welches ist die Gesamttheorie, in deren Licht wir ontologische Fragen zu beantworten versuchen? Ist sie tatsächlich empirisch haltbar und vollständig? (Mit „empirisch haltbar“ ist gemeint, daß die beobachtungsnächsten Sätze der Theorie samt und sonders mit allen Daten verträglich sind.) Wäre sie nicht empirisch haltbar, sollten wir sie nicht zum Ausgangspunkt unserer Beantwortung der Frage, was es gibt, machen. Wäre sie nicht vollständig, so wäre nicht ausgeschlossen, daß die Existenz von *As* sich gerade erst aus solchen Sätzen ergäbe, die zu ihr hinzugenommen werden müßten, um sie zu einer vollständigen Theorie zu machen.
2. Das Problem der geeigneten Logik. – Welches ist die Logik, mit deren Mitteln wir die Sätze der Theorie paraphrasieren? Ist sie hinreichend ausdrucksstark, d. h. ist es möglich, in ihr alle Wahrheiten über die Welt und ihre logischen Beziehungen untereinander wiederzugeben?
3. Das Problem der Paraphrasierungsadäquatheit. – Welches ist das Verfahren, gemäß dem wir die Sätze der Theorie in Formeln des logischen Systems übertragen? Liefert es adäquate Paraphrasen?

4. Das Problem der begrifflichen Reduzibilität. – Welche Prädikate der kanonisierten Fassung der Gesamtheorie sind als Grundprädikate auszuzeichnen?
5. Das Problem der Extension der Prädikate der formalisierten Theorie. – Welches ist die Extension derjenigen Prädikate, die in den existenzquantifizierten Formeln vorkommen, die sich aus der paraphrasierten Fassung der Theorie herleiten lassen? Besagt eine bestimmte existenzquantifizierte Formel, die wir aus der Theorie herleiten können (also etwa eine Formel wie: „Es gibt wenigstens ein x , so daß Φx “) tatsächlich, daß es As gibt, oder ist diese Formel eine Existenzbehauptung über Entitäten einer andern Art als A ?

Schon hinsichtlich des ersten Punkts ist klar, daß es reichlich Spielraum für philosophischen Dissens gibt: Der eine hält plausible umgangssprachliche Beschreibungen gewisser Ausschnitte der Welt für einen geeigneten Ausgangspunkt ontologischer Überlegungen; ein anderer nur solche Beschreibungen, die wir im Rahmen einer gut ausgearbeiteten naturwissenschaftlichen Theorie geben können. Ein dritter wird vielleicht eine bestimmte Beschreibung eines Ausschnitts der Welt vorschlagen, die weder umgangssprachlich noch naturwissenschaftlich abgefaßt ist; denken wir etwa an jemanden, der eine phänomenalistische Beschreibung empfiehlt, mit der Begründung, daß sie besondere erkenntnistheoretische Vorzüge hat. Solch einen Dissens beizulegen, ist kein Leichtes: Der eine wird darauf hinweisen, daß seine Beschreibungen jedermann verständlich sind und sich seit Jahrhunderten bewährt haben; der andere mag darauf hinweisen, daß seine Beschreibungen den Höhepunkt unserer derzeitigen Erkenntnismöglichkeiten darstellen; der dritte darauf, daß seine Beschreibungen sich besonders eng an das halten, wie uns die Welt eigentlich erscheint. – Und es ist zu vermuten, daß mit der Wahl der Ausgangsbeschreibung Vorentscheidungen über die Art der ontologischen Antworten getroffen werden. Je nach Wahl der Ausgangstheorie werden wir voraussichtlich zu andern Basis-Kategorien gelangen.

Zweitens gibt es keine Einigkeit darüber, von welcher Art die logische Sprache sein sollte, in der die Paraphrasen zu formulieren sind. Einige einflußreiche Autoren haben empfohlen, wir sollten uns an eine halten, die nachweislich sehr zuverlässig ist: die Standard-Prädikatenlogik erster Stufe. Doch viele andere vertreten die Auffassung, daß diese Wahl schlicht inadäquat wäre: Allzu vieles, das wir guten Grund haben, für wahre Beschreibungen von Aspekten der Welt zu halten, lasse sich im beschränkten Rahmen dieser logischen Option nicht angemessen wiedergeben. Andererseits wird jemand, der für diese logische Bescheidenheit plädiert, darauf hinweisen, daß anspruchsvollere, z. B. nicht-extensionale, Logiken womöglich erhebliche *ontologische* Folgelasten mit sich bringen: etwa die, daß es mögliche Welten gibt. – Auch in diesem Punkt scheint es sich wiederum so zu verhalten, daß die Wahl eines für die ontologische Untersu-

chung nötigen Instruments philosophisch kontrovers und ontologisch präjudizierend ist.

Zum dritten Punkt. Selbst wenn eine ganz bestimmte Beschreibung gewisser Ausschnitte der Welt als Ausgangspunkt genommen und eine bestimmte Logik akzeptiert wird, mit deren Hilfe die Sätze der Beschreibung formalisiert werden sollen, ist stets zu erwarten, daß rationaler Dissens hinsichtlich der Paraphrasierung selbst möglich ist. Er mag die scheinbar simpelsten Dinge betreffen, etwa die Frage, ob alle Eigennamen, die in Sätzen der Beschreibung auftreten mögen, in den Paraphrasen durch quantifizierte Ausdrücke wiedergegeben werden. Quine befürwortet eine derartige Vorgehensweise beim Paraphrasieren; Strawson z. B. hält dies für grundlegend inadäquat. Keineswegs ist immer darauf zu vertrauen, daß die eine Methode des Paraphrasierens zu objektiv gesehen schlechteren Ergebnissen führt als die andere. Auch hier ist zu erwarten, daß Vorentscheidungen für oder wider eine gewisse Manier der logischen Paraphrasierung genuin ontologische Konsequenzen haben können.

Und schließlich, selbst wenn Konsens darüber bestünde, welches die Welt-Beschreibung ist, von der die ontologische Untersuchung ausgeht, weiterhin auch darüber, mit Rückgriff auf welches Logiksystem paraphrasiert werden soll, und Konsens sogar darüber, wie jeder einzelne Satz der Beschreibung als Formel wiederzugeben ist: selbst dann mag rationaler Dissens darüber bestehen, welche Prädikate nun als grundlegend zu betrachten sind und welche als bloße Abkürzungen für bestimmte logische Verknüpfungen aus grundlegenden Prädikaten. Über viele konkrete Vorschläge, Entitäten der Art *A* als „nichts anderes als“ Entitäten der Art *B* aufzufassen, dürfte Einigkeit so schwer zu erreichen sein wie über das von Quine gewählte Beispiel der Elimination von Geisteszuständen zugunsten von körperlichen Zuständen.

Zudem ist bei diesem vierten Problem (bei der Suche nach den Grundkategorien) rationaler Dissens sehr grundlegender Art zu erwarten: Ein ontologischer Pluralist wird nicht einmal Quines These akzeptieren, daß Explikation unweigerlich Elimination ist, ja vielleicht nicht einmal seine Auffassung, daß die durch eine reduktive Explikation erreichte theoretische Vereinfachung immer ein Hinweis auf deren sachliche Richtigkeit ist. Der Pluralist wird dem reduktionistischen Eliminativisten à la Quine entgegenhalten, daß dessen Leitlinie bei der Enthüllung der wahren und tiefsten Wirklichkeitsstruktur („the true and ultimate structure of reality“)¹¹ zwar in den Naturwissenschaften angemessen sein mag, aber als allgemeine ontologische Maxime unangemessen sei.

Nur der fünfte und letzte Punkt wirkt geradezu simpel und läßt sich, wie es scheint, ohne weitere Probleme vollziehen: Wir übersetzen die Prädikate der

¹¹ Quine, *a. a. O.*, S. 221.

ableitbaren formalisierten Existenzsätze in zumindest extensionsgleiche Prädikate derjenigen Sprache, in der wir die ontologische Auskunft formulieren möchten. Doch gerade dieser so harmlos wirkende Schritt der Übersetzung birgt diejenige Schwierigkeit in sich, die Quine zu seiner These von der ontologischen Relativität führte. Von welcher später mehr.

All dies habe ich erwähnt, nicht um die von Quine vorgeschlagene Vorgehensweise bei der Beantwortung ontologischer Fragen in ein schlechtes Licht zu setzen, sondern um darauf hinzuweisen, daß bei dieser Vorgehensweise an mehreren Stellen mit Spielräumen zu rechnen ist: es mag z. B. offen sein, welches die geeignetste Logik ist oder welches die beste logische Paraphrase für Sätze einer bestimmten Art. Und dies mag uns im Ausgang selbst von ein und derselben nicht-kanonisch formulierten Ausgangstheorie zu unterschiedlichen Ergebnissen unserer Paraphrasierungen und Reduktionen führen: zum einen zu der ausgearbeiteten Theorie T mit den ontologischen Voraussetzungen O , zum andern zu der ausgearbeiteten Konkurrenten-Theorie T^* mit den andern ontologischen Voraussetzungen O^* . In solch einem Fall sollten wir vielleicht sagen, daß die Ausgangstheorie in ihrer noch nicht kanonisierten Formulierung ontologisch vage war und unterschiedliche Präzisierungen zuließ. Erst die in kanonisierter Form ausgearbeiteten Formulierungen (T und T^*) liefern uns Theorien, deren ontologische Voraussetzungen eindeutig sind. – Die Spielräume, auf die ich hingewiesen habe, wären demzufolge nichts weiter als Vagheitsspielräume unterschiedlich kanonisierbarer Theorie-Formulierungen; sie wären keine Hinweise darauf, daß die Ontologie einer hinreichend präzise formulierten Theorie unbestimmt ist.

*

Daß jedoch in der Tat die Ontologie *jeder* Theorie unbestimmt (und zwar dramatisch unbestimmt) ist, besagt Quines spätere Auffassung von der Relativität der Ontologie. Jede Aussage über die ontologischen Festlegungen einer gegebenen Sprache hängt ja, wie gerade gesehen, auch ab von Aussagen über den Bezug ihrer singulären Terme und von Aussagen über die Extension ihrer Prädikate. All solche Aussagen sind jedoch, so Quine in seiner relativistischen Phase, keine Feststellungen, die als solche überhaupt wahr oder falsch wären. Aussagen wie

Der singuläre Term „ a “ der Sprache L bezeichnet das Ding d (und sonst nichts).

Das Prädikat „ F “ der Sprache L hat als Extension die Menge M (und sonst nichts).

sind, so argumentiert Quine, gar keine Tatsachen-Aussagen. Denn die Gesamtheit aller Tatsachen, die dafür einschlägig sind, was ein singulärer Term bezeichnet und welche Extension ein Prädikat hat, läßt unvermeidlich auch andere Feststellungen dieses Typs zu, etwa:

Der singuläre Term „ a “ der Sprache L bezeichnet das Ding d^* (und sonst nichts).

Das Prädikat „ F “ der Sprache L hat als Extension die Menge M^* (und sonst nichts).

Dabei sollen natürlich d und d^* , sowie M und M^* unstrittig verschiedene Dinge bzw. Mengen sein. Der Einfachheit des sprachlichen Ausdrucks halber benutze ich das Wort „Bezug“ als gemeinsamen Terminus für die Beziehungen, in denen ein singulärer Term zu dem, was er bezeichnet, und ein Prädikat zu seiner Extension steht. Quine nennt Aussagen, in denen den Ausdrücken einer Sprache ihr Bezug zugeordnet wird, *Interpretationen*; solche Interpretationen ergeben sich aus einem sog. *Übersetzungshandbuch*, d.h. einer Vorschrift zur systematischen Übersetzung aller Ausdrücke einer Sprache in eine andere (oder in sie selbst). Seine These von der Unerforschlichkeit oder Unbestimmtheit des Bezugs besagt: Jede Sprache läßt, relativ zu geeigneten Übersetzungshandbüchern, viele verschiedene Interpretationen zu, die im Lichte aller einschlägigen Tatsachen gleichermaßen korrekt sind. Und das heißt auch: Die Prädikate jeder Theorie lassen viele verschiedene, gleichermaßen korrekte Interpretationen zu.

Das Ausmaß, in dem sich, Quine zufolge, gleichermaßen korrekte Interpretationen voneinander unterscheiden können, ist beträchtlich: Eine korrekte Interpretation mag ergeben, daß in einer gewissen Theorie von raumzeitlichen Dingen die Rede ist; eine andere, in jeder tatsachenbezogenen Hinsicht ebensogute Interpretation mag ergeben, daß in derselben Theorie statt dessen nur von nicht-abgetrennten Ding-Teilen oder von zeitlichen Ding-Stadien die Rede ist. Das heißt, gleichermaßen korrekte Interpretationen können zu ontologisch einschneidend verschiedenen Antworten auf die Frage führen, von welcher Art die Entitäten sind, deren Existenz es sich verdankt oder verdanken würde, wenn die Theorie wahr ist oder wäre.

Quine selbst hat dieses Ergebnis, zumindest in Anwendung auf die eigene Sprache, als absurd bezeichnet: „Wir scheinen uns in die absurde Position zu manövrieren, daß es überhaupt keinen Unterschied gibt – weder einen zwischensprachlichen noch einen binnensprachlichen, weder einen objektiven noch einen subjektiven Unterschied – zwischen der Bezugnahme auf Hasen und der Bezugnahme auf Hasenteile oder -stadien. ... Gewiß ist dies absurd. ... Es scheint nun so, als würde Bezugnahme nicht nur in der radikalen Übersetzung zu

Unsinn werden, sondern auch zuhause“.¹² Der einzige Weg, wie man sich mit diesem Ergebnis abfinden kann, ist nach Quine, sich von einem absoluten Begriff der Bezugnahme zu verabschieden und Bezugnahme als relativiert auf ein bestimmtes Übersetzungshandbuch zu konzipieren. Im Falle der eigenen Sprache, in der die Hintergrundtheorie formuliert ist, in der wir die ontologischen Voraussetzungen anderer Theorien, aber auch unserer eigenen Theorie angeben, empfiehlt Quine eine besondere Maßnahme, und zwar: in sie einzuwilligen und ihre Wörter unbesehen zu akzeptieren [*acquiescing in our mother tongue and taking its words at face value*]¹³. Darauf komme ich alsbald zurück.

Diese These von der ontologischen Relativität ist, letzten Endes, die These von der Unmöglichkeit einer objektiven Ontologie. Einer genuin philosophischen Ontologie hatte schon der vor-relativistische Quine eine Absage erteilt. Es gibt keine Möglichkeit, auf rein apriorischem Wege die basalen Kategorien des Seienden auszumachen. Aber folgendes hielt er, wie wir gesehen haben, für möglich: den ontologischen Gehalt von vorgegebenen Theorien über die Welt herauszuschälen und auch deren grundlegendste Existenz-Annahmen als theoretische Aussagen zu begreifen, die objektiv wahr oder falsch sind. Insofern ging es (für den vor-relativistischen Quine) innerhalb der aposteriorischen Ontologie nicht weniger um objektive Resultate als in andern hochtheoretischen Bereichen der empirischen Wissenschaft. Doch im Lichte der relativistischen These ist die Möglichkeit der objektiven ontologischen Wahrheit blockiert; schon Aussagen darüber, was es *einer Theorie zufolge* gibt, sind keine Tatsachen-Aussagen. Die Auskunft „Theorie *T* zufolge gibt es *As*“ ist unvollständig; es muß heißen: „Relativ zu Handbuch *H* gibt es *T* zufolge *As*“. Und mit gleichem Tatsachen-Recht läßt sich konstatieren: „Relativ zu Handbuch *H** gibt es (derselben Theorie) *T* zufolge keine *As*“. Da aber die Wahl eines Übersetzungshandbuchs, aus der Vielzahl der gleichermaßen korrekten, unter Tatsachengesichtspunkten willkürlich ist, ist die unumgängliche Relativierung auf ein Handbuch eben die Relativierung auf einen unvermeidlichen, nicht-objektiven Aspekt von Ontologie. – Dies betrifft natürlich auch jede wahre (oder auch nur von uns für wahr gehaltene) Theorie. Und das heißt: Auf welche Tatsachen auch immer man sich berufen mag, um die ontologische Aussage zu stützen, daß es *As* gibt, dieselben Tatsachen stützen auch die konkurrierende Auffassung, daß es keine *As*, wohl aber (geeignet gewählte) *Bs* gibt.

Dieses Ergebnis läßt sich, so Quine zwanzig Jahre später (in *Pursuit of Truth*, 1990), nur im Falle der eigenen Sprache vermeiden, also in dem Falle, in dem die

¹² W. V. Quine, „Ontological Relativity“, in: *Ontological Relativity and Other Essays*, New York: Columbia University Press, 1969, S. 47 f.

¹³ Quine, „Ontological Relativity“, *a. a. O.*, S. 49.

Sprache, deren ontologische Festlegungen wir angeben, identisch ist mit der Sprache, in der wir sie angeben. In diesem Falle läßt sich, so scheint er sagen zu wollen, die Willkür bei der Wahl des Übersetzungshandbuchs dadurch vermeiden, daß wir ein ganz bestimmtes Übersetzungshandbuch als das einzig verwendbare auszeichnen – und zwar dasjenige, durch welches der Bezug aller bezugnehmenden Ausdrücke durch Anführungs-beseitigung spezifiziert wird, so daß sich beispielsweise für jedes Prädikat „ Φ “ ergibt:

„ Φ “ bezieht sich auf einen Gegenstand x gdw. x ein Φ ist.

Dieses disquotationale Handbuch auf die eigene Sprache anzuwenden, das ist es, was Quine als „in die eigene Sprache einwilligen“ und als „unbesehene Akzeptanz ihrer Wörter“ bezeichnet. Quine schreibt in *The Pursuit of Truth*:

Leser haben liebenswürdigerweise nach einem technischen Unterschied zwischen meinen Ausdrücken „Unerforschlichkeit des Bezugs“ und „ontologische Relativität“ gesucht, der mir selbst niemals klar war. Jetzt jedoch kann ich kürzer und bündiger sagen, zu was ontologische Relativität relativ ist, als ich das in meinen Vorlesungen, dem Aufsatz und dem Buch gleichen Titels getan habe. Sie ist relativ zu einem Übersetzungshandbuch. Zu sagen, daß „gavagai“ Hasen denotiert, heißt, sich für ein Übersetzungshandbuch zu entscheiden [*opt for*], in dem „gavagai“ als „Hase“ übersetzt wird, statt sich für eines der alternativen Handbücher zu entscheiden.

Und erstreckt sich die Unbestimmtheit oder Relativität auch irgendwie bis in die eigene Sprache? In „Ontological Relativity“ sagte ich, daß sie es tut, denn die eigene Sprache kann mittels solcher Permutationen in sich selbst übersetzt werden, die von der bloßen Identitätstransformation materiell abweichen. ... Aber wenn wir die Identitätstransformation als unser Übersetzungshandbuch wählen und somit die eigene Sprache unbesehen akzeptieren [*taking the home language at face value*], ist die Relativität aufgelöst. Bezugnahme ist dann in disquotationalen Paradigmen expliziert, die Tarskis Wahrheitsparadigma analog sind; somit bezeichnet „Hase“ Hasen, was auch immer sie sind ...¹⁴

Quine sagt hier, ontologische Relativität sei Übersetzungshandbuch-Relativität und im Falle der eigenen Sprache sei diese Relativität aufgelöst [*resolved*]. Aber was soll das heißen? Dadurch, daß für die Bezugsspezifizierungen einer bestimmten Sprache ein bestimmtes Handbuch *gewählt* wird, wird ja die Handbuch-Relativität dieser Spezifizierungen nicht beseitigt. Die Relativität wäre nur dann beseitigt, wenn hinsichtlich dieser Bezugsspezifizierungen nur ein einziges Handbuch *korrekt* wäre. Nichts dergleichen sagt Quine. Auch nicht im Hinblick auf die eigene Sprache. Und mit gutem Grund. Denn entweder verdankte sich diese einzigartige Korrektheit einer bloßen Konvention oder sie verdankte sich

¹⁴ W. V. Quine, *Pursuit of Truth*, Cambridge, Mass., 1990, S. 52.

irgendwelchen einzigartigen bezugsbestimmenden Tatsachen. Beides ist für Quine ausgeschlossen: Bloße Konventionen schaffen keine Tatsachen; und für die eigene Sprache gibt es keine besonderen bezugsbestimmenden Tatsachen, die bei andern Sprachen nicht vorhanden sind. Die sogenannte Einwilligung in die eigene Sprache kann für Quine nichts an dem Befund seiner Überlegungen ändern: Die Ontologie jeder Sprache bzw. Theorie ist objektiv unbestimmt, auch die der eigenen.

Das heißt, wenn wir in eine Sprache einwilligen, dann ist dies zwar aus praktischen oder pragmatischen Gründen bequem: Wir können nun auf die Handbuchrelativierung unserer bezugsspezifizierenden Aussagen verzichten; doch dies können wir nur, weil wir uns für eine bestimmte Sprache als für unsere eigene entscheiden, indem wir für sie kein anderes Handbuch akzeptieren als das Identitätstransformationshandbuch.

*

Betrachten wir nun Carnaps eingangs erwähnte Doktrin vom sprachdeziisionistischen Charakter ontologischer Aussagen und vom Unterschied zwischen internen und externen Existenz-Fragen. Ich möchte zunächst noch einmal daran erinnern, daß Carnaps These nicht ist: Ontologische Aussagen sind Aussagen über die Sprache. Vielmehr besagt sie: Ontologische Existenz-Aussagen sind Resultate sprachlicher Entscheidungen. Und wenn die Entscheidung für eine gewisse Form des theoretischen Redens gefallen ist, sind die ontologischen Existenz-Aussagen solche, die sich aus dieser Entscheidung trivial ergeben.

Als Carnap im Jahre 1950 die Arbeit „Empiricism, Semantics, and Ontology“ veröffentlichte, teilte er Quines Existenz-Kriterium, wonach es die existenzquantifizierten Sätze einer Theorie sind, die uns Auskunft darüber geben, welche ontologischen Voraussetzungen diese Theorie macht, welche Entitäten es geben muß, damit sie wahr ist. (Was er allerdings nicht teilte, war Quines strikt objektuale Lesart des Existenzquantors, nach der er zu lesen ist als „Es gibt wenigstens einen Gegenstand x , der ...“.)

Er macht nun im Hinblick auf ontologische Fragen eine sehr grundsätzliche Einschränkung: sie seien nicht in einem absoluten Sinne zu verstehen, sondern nur innerhalb eines Sprachrahmens für Entitäten der betreffenden Art; und innerhalb eines solchen Sprachrahmens tendiere ihre Antwort dazu, trivial zu sein. Die Frage beispielsweise, ob es Propositionen gibt, ist in einer Sprache, die einen Sprachrahmen für Propositionen enthält, trivialerweise mit „Ja“ zu beantworten. Was ist das: ein Sprachrahmen für eine Art von Entitäten, wie z. B. Propositionen? Nun, ein Sprachrahmen für Propositionen umfaßt nach Carnap: Daß-Sätze als singuläre Terme, sowie Variablen „ p “, „ q “, usw., für die solche Terme eingesetzt werden dürfen, weiterhin solche Prädikate, deren Argumente Daß-

Sätze sind (darunter insbesondere das Prädikat „ x ist eine Proposition“) und schließlich passende Regeln zur Verwendung all dieser Ausdrücke. In solch einer Sprache ist der Satz „Es gibt ein p derart, daß p eine Proposition ist“, wie Carnap sagt, analytisch und trivial.¹⁵ Außerhalb eines akzeptierten Sprachrahmens für Propositionen hingegen hat die Frage nach der Existenz von Propositionen keinen kognitiven Gehalt. Wird die Frage nach der Existenz von Entitäten der Art A innerhalb einer bestimmten Sprache gestellt, die einen Sprachrahmen für As umfaßt, bezeichnet Carnap sie als interne Frage. Wird sie hingegen absolut gestellt, außerhalb eines akzeptierten Sprachrahmens für As , dann handelt es sich um die externe Frage nach der Existenz von As .¹⁶

Die externe Frage nach der Existenz oder Zulässigkeit von Entitäten der Art A ist nach Carnap, wenn man sie recht versteht, nichts anderes als die Frage nach der Akzeptabilität eines Sprachrahmens für Entitäten der Art A . Sowohl der Nominalist, der Propositionsbezeichnungen ablehnt, weil er die Existenz abstrakter Gegenstände bestreitet, als auch der Skeptiker, der Zweifel an der Existenz von Propositionen hat und Gründe für den Glauben an sie verlangt, mißverstehen nach Carnap die Existenz-Frage als eine theoretische Tatsachen-Frage. „Beide meinen natürlich nicht die interne Frage; die bejahende Antwort auf *diese* Frage ist analytisch, trivial und zu offenkundig, um sie zu bezweifeln oder zu verneinen. Ihre Zweifel beziehen sich vielmehr auf das System dieser Entitäten selbst; mithin meinen sie die externe Frage. Sie sind der Meinung, daß wir *erst einmal* sichergehen müssen, daß es ein System der betreffenden Entitäten wirklich gibt, bevor wir eine Rechtfertigung dafür haben, den entsprechenden Sprachrahmen zu akzeptieren, indem wir ihn in unsere Sprache inkorporieren“.¹⁷ Doch genau das ist in Carnaps Augen ein Mißverständnis. Denn die externe Existenz-Frage hat keinen kognitiven Gehalt, „ist keine theoretische Frage, sondern vielmehr die praktische Frage, ob wir diese Ausdrucksformen akzeptieren sollen oder nicht“.¹⁸ Dies ist für Carnap ein durch und durch praktischer Sinn von „akzeptieren“. Den propositionalen Sprachrahmen akzeptieren heißt für ihn nicht, daß man sich die theoretische Überzeugung zu eigen macht, daß die Welt der Propositionen wirklich existiert. Es heißt nichts anderes als dies: daß man eine gewisse Sprachform akzeptiert; und das wiederum heißt: daß man gewisse Regeln akzeptiert, die die inferentielle Rolle

¹⁵ Carnap, „Empiricism, semantics, and ontology“, *a. a. O.*, S. 210.

¹⁶ Zu einem interessanten Versuch, Carnaps Intern/extern-Unterscheidung zwar zu akzeptieren, aber gerade die externen Fragen als die sinnvollen und schwierigen Fragen einer substantiellen Ontologie aufzufassen, siehe T. Hofweber, „A Puzzle about Ontology“, *Nous* 39, 2005, insb. S. 276 ff.

¹⁷ Carnap, „Empiricism, semantics, and ontology“, *a. a. O.*, S. 217.

¹⁸ Carnap, „Empiricism, semantics, and ontology“, *a. a. O.*, S. 218.

(und gegebenenfalls auch die empirische Überprüfung) bestimmter Feststellungen betreffen.

Der frühe Quine konnte dem widersprechen. In seiner vor-relativistischen Phase empfiehlt Quine dem Ontologen: Suche Dir eine verheißungsvolle Gesamtheorie der Welt! Arbeite durch Paraphrasierung ihrer Aussagen und durch Reduktion ihrer Begrifflichkeit im Rahmen einer kanonischen Notation ihre Ontologie heraus, indem Du diejenigen Arten von Entitäten spezifizierst, die es geben muß, damit diese Theorie wahr ist! Wenn diese Untersuchung am Ende ergibt, daß es Entitäten der Art *A* geben muß, damit diese Theorie wahr ist, hast Du gute theoretische Gründe, an die Existenz von *As* zu glauben.

Aber wie könnte der späte Quine Carnaps Diagnose widersprechen? Auch er müßte zugestehen, daß die Antwort auf jede ontologische Frage nur im Rahmen einer Sprache gegeben werden kann, die zu akzeptieren wir uns – unter Tatsachengesichtspunkten betrachtet: willkürlich – entschieden haben. „Eine Sprache akzeptieren“ hat auch für Quine einen nicht-theoretischen Sinn; es heißt: für sie keine anderen als disquotationale Bezugsspezifizierungen zu akzeptieren. Doch gleichgültig, welche Sprache als die eigene akzeptiert wird, es hätte mit gleich guter theoretischer Rechtfertigung eine andere Sprache (oder ein anderes Handbuch für dieselbe Sprache) gewählt werden können. Zwischen einer Ding-Sprache und einer Ding-Phasen-Sprache zum Beispiel läßt sich nach Quine im Lichte aller empirischen Daten keine theoretisch gerechtfertigte Entscheidung treffen.

In seiner vor-relativistischen Phase lehnte Quine Carnaps Unterscheidung zwischen externen und internen ontologischen Fragen mit Entschiedenheit ab. Aber beim späten Quine, so scheint mir, gibt es für Carnaps Unterscheidung eine Analogie. Diese Analogie betrifft bereits die Frage, was es im Lichte einer gegebenen Theorie gibt. Eine externe ontologische Frage im Hinblick auf eine gegebene Theorie stellen, dem entspricht bei Quine: sie stellen, ohne sich für ein bestimmtes Handbuch zur Übersetzung in die eigene Sprache entschieden zu haben. Dann wäre zu sagen: Die so gestellte Frage ist ohne kognitiven Gehalt; erst nach der Wahl eines Handbuchs wird sie zu einer beantwortbaren Frage. Man könnte eine derartige externe Frage dann, ganz im Sinne Carnaps, als eine *Aufforderung* verstehen, ein Handbuch zur Übersetzung in die eigene Sprache zu wählen. („Wählst du Handbuch 1, gibt es dieser Theorie zufolge Entitäten der Art *A*; wählst du Handbuch 2, gibt es dieser Theorie zufolge keine Entitäten der Art *A*.“)

Eine interne ontologische Frage im Hinblick auf eine gegebene Theorie stellen, dem entspricht bei Quine: diese Existenz-Frage im Hinblick auf diese Theorie zu stellen, wenn sie in der eigenen Sprache formuliert ist, so daß also nur die An-

führungsbeseitigung als Auskunft über den Bezug der bezugnehmenden Ausdrücke zulässig ist. Dann aber sind, so scheint es, ontologische Aussagen nicht weniger trivial, als Carnap dies behauptet hatte.

*

Eine Theorie hat, das besagt die These von der ontologischen Relativität, für sich genommen keine bestimmten ontologischen Voraussetzungen oder Festlegungen. Wer sich auf eine bestimmte Ontologie festlegen will, kann nichts Besseres tun als sich dazu entscheiden, in einer bestimmten, von ihm favorisierten Weise zu reden. Er muß sich für eine bestimmte Sprache als seine eigene *entscheiden* und das heißt: sich im Hinblick auf sein eigenes Reden jede Anwendung eines andern als des identitätstransformatorischen Übersetzungshandbuchs versagen. Einen andern Weg weist Quine nicht auf, um zu nicht-relativierten ontologischen Aussagen zu gelangen.¹⁹ Zwar ist die argumentative Route, auf der Quine dazu gelangt, diesen sprachdezisionistischen Aspekt von Ontologie anzuerkennen, eine erheblich andere als die, auf der Carnap dazu gelangt. Und die Vorstellungen dieser beiden Philosophen davon, wie der Ontologe vorgeht, unterscheiden sich ebenfalls beträchtlich voneinander. Aber die These, daß ontologische Fragen nicht durch Tatsachenerwägungen allein (und seien sie noch so hochtheoretischer Art), sondern letztlich nur durch die Entscheidung für eine bestimmte Sprache in einer nicht-relativierten Weise beantwortet werden können, diese These Carnaps muß, so scheint es, auch der späte Quine akzeptieren. Zwei der einflußreichsten szientistischen Konzeptionen von Philosophie kommen also – die eine volens, die andere eher nolens – zu einer sprachdezisionistischen Auffassung der Ontologie.

¹⁹ An einer Stelle schreibt Quine: „... unsere Ontologie, wie die Grammatik selbst, ist Teil unseres eigenen begrifflichen Beitrags zu unserer Theorie der Welt“ [meine Hervorhebung]. Vgl. W. V. Quine „Reactions“, in: P. Leonardi, M. Santambrogio (eds.), *On Quine – New Essays*, Cambridge UP 1995, S. 351.